

„Die Welt gut im Gang“: der Friedenstopos in Blochs Philosophie

Johan Siebers

Es ist mit dem Frieden wie mit dem Glück, der Wahrheit und der Liebe: wünschenswert, höchstes Gut, Erfüllung des Daseins, aber schwer zu haben, noch schwerer zu halten. Es kommt häufig vor, dass ein Mensch zu der Ansicht gelangt, es wäre besser, sich nicht allzu viel zu kümmern um das flüchtige Glück, sondern mehr um Authentizität und Aufrichtigkeit in seinem Selbstbewusstsein, seinen Beziehungen und Handlungen; so wie es besser ist sich um seine eigene Wahrhaftigkeit als um die Wahrheit an und für sich zu kümmern, um seine eigene Liebenswürdigkeit als um die Liebe selbst, und mehr um konkrete sinnvolle Daseinsentwürfe – Arbeit, Gemeinschaft, Seelen- und Körperkultur, – als um die freilich abstrakte Idee meines Daseins als ein Ganzes – das lässt sich ja nur denken, nicht erfahren. Was sich dann vom Glück, von der Wahrheit, oder der Liebe sehen lässt ist wie geschenkt, und man kann es dann auch als solches annehmen. Mehr ist menschlich gesprochen nicht möglich und damit zufrieden zu sein ist selbst etwas vom - Glück. Das unbeugsame Bestehen auf Glück, Liebe, Wahrheit ist irregeleitet, und der sicherste Weg sie alle zu verfehlen. Erst im Aufgeben dieser absoluten und oft egozentrischen Forderungen, dieser Zielstrebigkeit, kann Freiheit sich ausreichend genug in unserer Existenz ansiedeln, um die Begegnung mit Glück, Wahrheit und Liebe möglich zu machen: Sachen, die wir ja nicht besitzen, auch nicht wenn sie uns zuteilwerden. Unsere Existenz ist, wenigstens was diese Dimension angeht, brüchig. Besser, das zu akzeptieren. Nur indem wir dieser Lage Rechnung tragen kommen wir in ein freies Verhältnis zu uns, zu unseren Mitmenschen und zur Welt. Hier lässt nichts sich erzwingen.

Wir müssen diese Sachverhalte mitbedenken, wenn wir in den Blick bekommen möchten, was Bloch unter „Utopie“ versteht. Dieses Wort ist bei ihm eine Weise, die genannte Brüchigkeit des Daseins auszudrücken. Das „Noch-Nicht“, das in unsere Welt scheint wie eine Heimat, wo noch keiner war, ist ein Wissen um den Abstand zwischen faktischer Realität und den Hoffnungsinhalten wie Glück, Wahrheit, Liebe. Nur so, in diesem Abstand, wirken sie und sind einigermaßen da (Bloch würde sagen *im Vor-Schein*).

Was für Glück, Wahrheit und Liebe gilt, gilt auch für manche andere Werte, und so, könnten wir meinen, auch für den Frieden. Wenn das stimmt, wäre es dann nicht auch besser nicht so auf Frieden zu bestehen, sondern vielleicht mehr auf Friedfertigkeit? Wenn der Friede eine

Utopie ist, was er ja ist, dann kann er uns auch nur zuteilwerden, indem wir aufgeben ihn zu erzwingen und ihn als Geschenk erfahren lernen – kein Geschenk, das ohne unser Mitwirken uns in den Schoß geworfen wird, aber immerhin etwas, was sich nicht planmäßig oder programmatisch herbeiführen lässt; eine regulative Idee oder ein Horizont unseres Handelns. Allein: die relative Abwesenheit von Glück, Wahrheit und Liebe – ihr Bestehen als transzendente Ziele, nur unvollkommen zu verwirklichen – beunruhigt uns vielleicht, oder fordert uns auf, zeigt uns vielleicht unsere metaphysische Obdachlosigkeit – aber einen Anspruch auf Glück, Wahrheit und Liebe erheben wir nicht. Die Abwesenheit des Friedens dagegen empört, kann nicht geduldet werden; der Frieden, so scheint es, ist viel enger verknüpft mit unserer eigenen Tätigkeit als das Glück. Seine Abwesenheit, die Gewalt, geht weiter als ein einfaches Fehlen von etwas, ist, insoweit es so etwas gibt, ein positiv Böses.

Wie können wir diese besondere Stellung des Friedens unter den Werten verstehen? Hat Bloch uns hier etwas zu bieten? Eine Suche im *Prinzip Hoffnung* zeigt auf, dass das Wort „Frieden“ nicht sehr oft vorkommt, und wenn, dann meistens als Teil von *Unzufriedenheit*. Nur selten wird vom Frieden an sich geredet, und dann am Häufigsten in einem negativen Kontext, wie in „Frieden mit dem Oberschicht“, oder auch, viel früher als *Prinzip Hoffnung* „Friede mit Potemkinschen Dörfern“, Titel eines Essays von 1918. Wenn vom Frieden die Rede ist im *Prinzip Hoffnung*, dann in zwei Bedeutungen: entweder konkret-politisch als Aufhebung des Krieges – was etwas anderes ist als Abwesenheit des Krieges – oder eschatologisch als Sinnbild von Identität und Heimat.

Versuchen wir erst einmal die Unzufriedenheit zu verstehen, und dann den Frieden. Vielleicht wird es uns so gelingen besser zu verstehen, wieso die Abwesenheit des Friedens uns so empört wie sonst nur die der Rechtfertigkeit, und was Unzufriedenheit und Abwesenheit des Friedens miteinander zu tun haben.

Unzufriedenheit ist für Bloch etwas ganz anderes als das, was wir so geläufig unter ihr verstehen – ein passiv-aggressives Beharren auf Instant-Gratifikation, die Schuld bei den Anderen suchen, nie ist es gut, und so weiter. Gegenüber diese alltägliche Unzufriedenheit stellt Bloch etwas, was wir eine existentielle Unzufriedenheit nennen könnten, das tätige Wissen um die Unfertigkeit des Tatsächlichen, das Gegenteil des Sich-Abfindens mit dem Gegebenen, das Bewusstsein davon, dass noch keine Bestimmung mit sich fertig ist, dass auch wir noch mit nichts und niemanden ‚fertig‘ sind und niemanden als abgetan ansehen können. So kann Bloch sagen unsere Unzufriedenheit sei noch unsere beste Eigenschaft, sie ist der Affekt des

Pulsschlags des Lebens. Nur im Lichte dieser Unzufriedenheit sehen wir was es wirklich auf sich hat mit dem Glück, der Wahrheit, der Liebe: das sind keine naturalistischen Kategorien, die zu unserer organischen Existenz gehören und gebannt in ihrem Kreise ihre Runde drehen. Im *Geist der Utopie* heißt es: Verliebtheit ist eine theologische Kategorie, keine biologische. Nur wer sich der Kluft zwischen Realität und ihrer gemeinten Erfüllung bewusst ist, sie nicht voreilig zu dichten versucht, sondern sie auszuhalten versteht, gerade weil sie die Lebendigkeit selbst ist, kann die Spuren des Glücks entdecken, die Spuren die herausragen, die uns ins Neue versetzen, die die Bezirke unseres Lebens ständig aufs Neue sprengen. Lebendig ist nur, was noch nicht mit sich fertig ist. Dabei geht es hier nicht darum, dass wir mit unserer Unzufriedenheit zufrieden sind. Das wäre die Haltung der verdinglichten Religion oder, um es philosophisch auszudrücken, die Haltung des geläufigen Platonbildes der für sich bestehende transzendente Ideenhimmel, in dem wir nach dem Tode hingelangen bei ausreichendem Zeugnis. Zufrieden mit der Unzufriedenheit, das ist im Grunde genommen der Idealismus. Nein: gerade mit der Unzufriedenheit müssen wir unzufrieden sein, lebendig im Lebendigen. Die Unzufriedenheit muss sich beheben, nicht indem wir unsere Lage akzeptieren, aber indem wir sie verbessern. Die *Behebung* der Unzufriedenheit wird so zur dialektischen *Aufhebung*.

Wenn wir so tätig werden, wenn wir so unsere Freiheit gestalten, unzufrieden mit der Unzufriedenheit, tut sich manchmal etwas Bemerkenswertes: wir finden das Glück. Zwar nicht als bloßen Genuss und auch nicht als verdientes Glück nach getaner Arbeit (laut Kant das einzige Glück ohne jeglichen Beigeschmack); sondern gerade indem wir den Weg zur besseren Welt gehen teilen wir schon in seinem Glück, in seiner Wahrheit, in seiner Liebe. Jeder kann für sich feststellen, was hier gemeint wird: wenn wir aus einer schlimmen Lage herauskommen, und sei es langsam, mit Kämpfen, Rückschlägen und was noch mehr möglich sein kann, wenn wir wieder unterwegs sind, geht es uns schon viel besser, um nicht zu sagen gut. Das ist Fortschritt in einem nicht ausrangierten Sinne, ohne den wir nicht leben können, nämlich Fortschritt als gut im Gang sein.

Wenn Bloch über den Gang in den Dingen zu sprechen kommt, verbindet er seine Gedanken oft mit dem Wort *Tao*: der unaussprechliche Weg des Seins der in Allem waltet, der Lebenstakt. *Tao* ist *die Welt gut im Gang*; das Gute wie es im Gange ist, und die Welt als dieser Gang. *Tao* ist auch das Leichte und Einfache, das schwer zu tun ist, ein Lassen mehr als ein Tun. In diesem Sinne hat auch Brecht oft darüber gesprochen und den Taoismus als eng verbunden mit dem Kommunismus angesehen – „das Einfache, das schwer zu machen ist“. Bloch sah in Hebels Texten eine eigentümliche Erfahrung des friedlichen Gangs der Welt, er nennt es ein

„bäurisches Tao“, aber die Ursprünge des europäischen Taoismus gehen weit zurück, sagt er, bis in den Anfängen der griechischen Philosophie:

So haben Bias, Solon und andere Männer der Sinnsprüche vor allem Zufriedenheit und keine Reue gepriesen, ein »Nichts zuviel«, welches die griechische Weise des Tao darstellen mag, des Lebenstakts. Das freilich auf der Ebene des Alltags und in eingezogener Weise: der Sinn dieser Sinnsprüche stellt gleichsam ein Stilleben in Form des Gedankens dar und der Gelassenheit als Schutzhaus. Wobei der Angstgrund, auf den und gegen den auch in der Folge all das gezogen wurde, die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des Lebens ist, die Unsicherheit aller seiner Verhältnisse. Durch das ganze frühgriechische Denken zieht die Klage des Simonides, daß die Menschen hinsinken wie das Laub im Wald; ebenso aber zieht die Annahme hindurch, daß sich in der Mitte alles am ruhigsten und längsten erhält.¹

Philosophie ist, in Theorie und Praxis, das Eingedenken dieses Ganges des Glücks – und sie ist eine Antwort auf die anfängliche Angst des Bewusstseins unserer Sterblichkeit, des Dahinschwindens des Lebens. Für die Philosophie der Hoffnung bedeutet das, dass *Hoffnung eine Antwort auf Angst ist*. Darauf komme ich später zurück. Als potenzierte Hoffnung hat das philosophische Bewusstsein zwei Funktionen: es ist sowohl Instanz der Kritik „alles Bestehenden“, sowie Orientierung auf ein *summum bonum*. Sie ist selbst, könnte man sagen, eine Form der Anwesenheit des Endziels im Prozess, im Gang der Welt, der damit ein Gang des Glücks wird. Philosophie, gezielt auf das Eigentliche und Ganze, ist etwas für sich, etwas Eigenes, das sich nicht auf Wissenschaft, Kunst, Religion, Moralität oder Politik zurückführen lässt und damit auch etwas, das uns alle angeht. Bloch schreibt:

(S)o weit und zukunfthaft sich dies totale Ziel auch entfernt, noch entfernt zeigt, so wenig bleibt es doch für die Philosophie und die Weisheit, für die Weisheit der Philosophie eine Schwärmerei oder Abstraktheit. Vielmehr werden gerade die zukunfthaltigen Eigenschaften der Wirklichkeit endlich entdeckt und durch die *Sophia in unserer Zeit* weiter mobilisiert. Der Prozeß und die Vermittlungen

¹ Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt: Suhrkamp Verlag 1959, S. 983.

seines Zusammenhangs werden so, auf dem Weg zum Rechten, Maß und Wirkungsort der Weisheit, ihrer Umsicht und Gewißheit. Dergestalt ist es weiser als je, zu wissen, wo die *gute Welt*, die sich bildet, zusammenhält, und wo dies Tao fehlt.²

Philosophie, seit je ein Wissen um Unwissenheit, eine Liebe zur Weisheit, die man nicht hat und deshalb liebt, ist so für Bloch die Weisheit des Wissens um das Noch-Nicht. Sie wirkt mit Umsicht, aber sie hat auch ihre eigene Gewissheit. Hoffnung ist keine Zuversicht, wie Bloch genau wusste. Und doch steht hier das Wort Gewissheit, wo es um den Kern der „Weisheit als Philosophie“ geht. Der Weg zurück aus der Angst der Absonderung und der drohenden Vernichtung in die Zukunft des „totalen Ziels“ ist gewiss. Wir können die Hoffnung entdecken und sie zum Lebensprinzip machen. Bloch hatte eine hohe Auffassung von der Philosophie, sie war für ihn unsere Existenz selbst, die sich begreift, sich aufrichtet und sich schöpfend auf dem Weg zum Totum begibt. Auf diesem Weg gibt es keine Garantie, aber der Weg lässt sich entdecken und gehen und die Philosophie macht wegekundig:

Und die schöpferisch informierende, schließlich – im Grenzideal – identifizierende Kraft der Philosophie ist so groß, daß selbst das völlig enthüllte Jetzt, die vollkommene Vergegenwärtigung unserer gelebten Gegenwart, daß selbst noch das ‘aufgedeckte Angesicht’, von dem das Werk des Apokalyptischen spricht, ein philosophisches Werk darstellt.³

Das Ziel wird hier umschrieben als „vollkommene Vergegenwärtigung“ der „gelebten Gegenwart“; das ist ein Zustand jenseits des Prozesses; es hört sich fast buddhistisch an, ein Bild gefundener Ruhe und Zufriedenheit, hier aber voller Intensität, vielleicht im Unterschied zum Buddhismus, gedacht als Ankunft, nach Hause kommen, Begegnung von Angesicht zu Angesicht, endlich da. Und dieser Zustand steht noch aus, wir müssen uns erst auf den Weg machen; eine zu rasche Identifikation bestimmter Erfahrungen des Stillhaltens unterwegs, so in Erfahrungen des Naturfriedens, der Kontemplation und der Liebe, mit dem Endziel verzerrt sich der Blick auf unsere jeweilige Existenz und auf das Endziel. Aber ohne das „Grenzideal“ lässt sich der Weg nicht einmal bestimmen. So sehen wir, dass Zufriedenheit und Unzufriedenheit auf einander angewiesen sind und nur als Gefüge sein können. Dieses Gefüge ist für Bloch die Dialektik. Die Philosophie bekommt hier eine Rolle, die fast das Gegenteil ist

² Ernst Bloch, *Philosophische Aufsätze zur objektiven Phantasie*, Frankfurt: Suhrkamp Verlag 1969, S. 394f.

³ Idem, S. 219.

von der Rolle der Philosophie bei Hegel, die Eule der Minerva, die ihr Grau in Grau malt wenn eine Lebensgestalt zu Ende gekommen ist. Bloch legt die Allegorie der Eule der Minerva dann auch anders aus, er liest die Eule als Metapher für die Wachsamkeit.

Wir werden noch sehen, was Wachsamkeit und Grenzideal miteinander zu tun haben; kehren wir jetzt zurück zum Frieden selbst.

Die Welt gut im Gang bedeutet nicht: gemütlich bummeln, auf das goldene Zeitalter hin. Wenn es so etwas streckenweise einmal gibt, ist das natürlich schön, aber wir wissen aus Erfahrung, dass es nie das Ende der Geschichte als Kampf bedeutet, nicht im persönlichen und nicht im kollektiven Bereich. Der Weg ist ständig unterbrochen, ja geht von Unterbrechung zu Unterbrechung.

Ich meine nun, dass es diese Bruchstellen sind, an denen der Friede bei Bloch sichtbar und verständlich wird.

Es gibt verschiedene Formen der Unterbrechung des Weltgangs. Bei Bloch finden wir mindestens drei: (1) Unterbrechung als das Neue. Keine Gestalt ist noch mit sich fertig, jede Gestalt hat noch Raum für ein Neues, das das Gleiche, was schon versucht war, aufs Neue versucht. Die Schnittstelle, wo das Neue geschehen kann, nennt Bloch „Front“. Das Vorderste, da wo etwas einbrechen kann; Front ist der Ort, wo wir leben. Mit dem Neuen, das im stockenden Prozess einbricht, geht der Gang weiter. (2) Unterbrechung als das Nichts. Hier führt die Unterbrechung nicht weiter, ist nur Zerstörung. Das ganze böse Spiel von Krieg und Frieden als keinen-Krieg-mehr-und-noch-keinen-neuen gehört hierher. Aus dieser Sackgasse zu geraten, erfordert Mut und eine Umkehrung, buchstäblich eine Revolution. Hier spielt das Wort Front eine andere Rolle, freilich kaum von Bloch so verwendet, und es ist der Ort der Zerstörung; denken wir an Kriegsfrent, Frontalaufprall, oder auch leider des Öfteren an Frontalunterricht, so oft die Wißbegierde und Neugier zerstörend. (3) Unterbrechung als Ankunft, Stille und Anhalten des Ganges. Hier haben wir es mit *Symbolintentionen des Überhaupt* zu tun. Beispiele sind, wie ich sie gerade schon nannte, kontemplative Erfahrungen des Seelenfriedens und Naturfriedens, das Zusammensein mit der Geliebten, *Augenblick, verweile doch, du bist so schön* und *Über allen Gipfeln ist Ruh'*, aber auch post-ekstatisches Sinnenglück, das leise Ausklingen eines *work-outs*, eines (guten) Drogenrausches oder eines Orgasmus.

Nun sind (1) und (3) beides Formen des Friedens, die erste eine dynamische, die zweite eine eschatologische, aber (2) ist die Abwesenheit des Friedens, der eigentliche Krieg und die Gewalt. (2) empört, wo (1) und (3) zum aufrechten Gang begeistern. Der Unterschied zwischen (1) und (2) wird von Bloch angedeutet mit dem Unterschied zwischen *Kampf* und *Krieg*. Es gibt ja Kämpfer für den Frieden, aber es gab noch nie Krieger für den Frieden. Der Unterschied zwischen (1) und (3) wird angedeutet mit dem Unterschied zwischen *kundiger Unzufriedenheit* und – guter – *Zufriedenheit*; der Unterschied zwischen (2) und (3) mit dem Unterschied zwischen der guten Zufriedenheit der Symbolintention Ankunft, und der schlechten Zufriedenheit des *Kirchhoffriedens*, des Todes. Die empörende Abwesenheit des (echten) Friedens, die Wirklichkeit des Krieges und die ständige Vorbereitung zum neuen Krieg, die Akzeptanz des Todes *sind also zerstörerische Formen des Zufriedenseins*. Die Empörung ist letztendlich Empörung über den Tod, Wille, der sich stösst gegen das Absterben des Willens (das ist hier die Zufriedenheit), des Willens zum Besseren, und sich auf sich zurückschlägt. Hier ist die Drohung des Ressentiments groß, die Gefahr, dass der Wille aus Todesangst nicht mehr loskommt von seinem Gegenteil, sich vernarbt unter seinen Verletzungen und so an den verletzten Stellen gefühlslos wird, sich verhärtet und in ängstiger Fixiertheit und Wiederholungszwang festläuft und Todeswille wird, wie Horkheimer und Adorno es so scharfsinnig beschrieben haben im Fragment zur Genese der Dummheit. Und hier durchschneiden sich in der Tat die Dummheit und der Wiederholungszwang des Krieges und die Dummheit und der Wiederholungszwang des verdinglichten Denkens. Der Wille, der sich so auf sich zurückwendet, zerstört sich selbst.

Die Kriegslage, von der in (2) die Rede ist, bezieht sich auf Kriege, so wie wir sie kennen, aber auch mehr allgemein auf den Krieg ins Dasein, auf das *bellum omnium contra omnes*, den Krieg aller gegen allen. Es ist eine Lage, in der das einzelne Seiende sich gegen anderes Seiende abwehrt oder es angreift. Zusammensein ist nicht möglich, einer muss weg. Wir können dieses Phänomen metaphysisch und psychologisch betrachten, wobei für Bloch – und ich stimme ihn hier zu – die beiden Ebenen nicht unabhängig voneinander zu denken sind. So wie vor ihm Schelling und Schopenhauer, so meint auch Bloch, dass das Einzelsein der metaphysische Grund der Kriegslage ist. Einzelsein bedeutet: nicht alles und nicht das andere sein, duldet also, rein als Einzelsein gedacht, nichts neben sich. Jede Beziehung ist eine Existenzbedrohung für Einzelsein als solches. Einzelsein ist also zum Krieg verurteilt, wenn und solange es in seiner Einzelheit beharrt. Bloch zitiert gerne Anaximander: das einzelne Seiende, indem es aus dem Ganzen heraustritt, kann nicht bestehen bleiben und muss mit dem Untergang bezahlen für die

„Ungerechtigkeit“ seines Daseins. Aber Einzelsein ist zugleich notwendiger Bestandteil jeglichen Seins (und auch des Seins der Totalität, weil dieses Sein der Einzelheit bedarf um als Totalität für sich sein zu können, ohne welches es nicht die Totalität wäre) – und damit ist der Krieg, das sich Verschließen für Ganzheit und für das Andere ein notwendiger aber instabiler Teil der Wirklichkeit; hier fängt die Dialektik an (cf. Herakleitos, Krieg ist der Vater aller Dinge). Sein Gesicht in der menschlichen Sphäre ist Furcht und Angst, konkret die Angst, dass nicht genug da ist, die Angst vor Mangel, die Angst vernichtet zu werden, nichts zu werden, die Angst zu sterben.

Die Umkehrung oder Revolution aus diesem notwendigen Anfang des Einzelseins hinaus geschieht dann auch zunächst durch ein „Nein zum Mangel“, das, was wir jetzt schon erwarten können, die beide Pole (1) und (2), kundige Unzufriedenheit und eschatologische Hoffnung aufzeigt:

Solange der Mensch im Argen liegt, sind privates wie öffentliches Dasein von Tagträumen durchzogen; von Träumen eines besseren Lebens als des ihm bisher gewordenen. Im Unechten, wieviel mehr erst im Echten, ist jede menschliche Intention auf diesen Grund aufgetragen. Und noch wo der Grund, wie so oft bisher, bald voller Sandbänke, bald voller Chimären täuschen mag, kann er nur durch objektive Tendenz-, subjektive Intentionsforschung in einem denunziert und gegebenenfalls bereinigt werden. *Corruptio optimi pessima*: die schwindelhafte Hoffnung ist einer der größten Übeltäter, auch Entnerver des Menschengeschlechts, die konkret echte sein ernstester Wohltäter. Wissend-konkrete Hoffnung also bricht subjektiv am stärksten in die Furcht ein, leitet objektiv am tüchtigsten auf die ursächliche Abstellung der Furcht-Inhalte hin. Mit der kundigen Unzufriedenheit zusammen, die zur Hoffnung gehört, weil sie beide aus dem Nein zum Mangel entspringen.⁴

Ein Nein zum Mangel, ohne Sandbänke, an denen der Gang festläuft und ohne Chimäre, durch die er irregeführt wird, was ist das? Ist der Mangel nicht offensichtlich, überall vorhanden? Ist Mangel nicht das Einzige, durch das wir hinreichend versorgt sind? Ist der einzige Weg aus

⁴ Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt: Suhrkamp Verlag 1959, S. 3.

dem Mangel nicht der Wettbewerb, wodurch aus Mangel für Viele Reichtum wenigstens für Wenige wird? Sagt nicht Bloch selber, dass der Hunger alle Affekte begleiten können muss?⁵

Bloch impliziert an dieser Stelle, dass das Nein zum Mangel *selber mangelhaft* sein kann, verstellt durch „schwindelhafte Hoffnung“, und es vielleicht immer wieder ist, immer wieder der Berichtigung durch „Intentionsforschung“ bedarf – Hoffnung muß ja, wie Bloch oft betonte, enttäuscht werden, sonst wäre sie keine – und das „sowohl im privaten wie im öffentlichen Dasein“.⁶ Nun gibt der Text uns auch eine Anweisung davon, was im Grunde genommen, diese Verkehrung des Neins zum Mangel, diese Korruption des Besten, beinhaltet: die Furcht reizt an zu Hoffnungsinhalten, die nicht „wissend-konkret“ sind, aber, so könnten wir sagen, „meinend-abstrakt“. Solche Hoffnungen bleiben im Bereich der unmittelbaren Meinungen, der abstrakten Ausmalung einer Wunscherfüllung. Sie sind, um Blochs Wort hier zu verwenden, „unecht“ und selber bestimmt durch das Mangelwesen privaten Einzelsein. Wie gesagt denke ich, dass diese Ebene der Täuschung eine eigene Notwendigkeit hat für die Geburt der Hoffnung, und in der Tat haben wir schon gesehen, dass Bloch von einem *Angstgrund* spricht, worauf das philosophisch aufgeklärte Leben sich richtet. Kurz gesagt, Philosophie als Eingedenken des Friedens ist Überwindung der Lebensangst; das Nein zum Mangel ist im Kern ein Nein zur Angst: und damit ist noch nichts und niemand – fertig.

Die wissendkonkrete Forschung der Tendenzen der Welt und unserer Intentionen ist ein weites Feld, auf dem die Philosophie nur eine der Stimmen ausmacht. Zum Schluß möchte ich noch aufzeigen, wie die Philosophie uns hilft zwischen kundiger Unzufriedenheit und eschatologische Hoffnung zu unterscheiden, den beiden Formen der Unterbrechung (1) und (3). Dieser Punkt hängt eng zusammen mit dem Nein zum Mangel, denn das Nein zum Mangel muss doch auch seinen Grund haben und zwar einen anderen als den Angstgrund. Wir geraten hier an eine allbekannte Schwierigkeit oder Grenze der Blochschen Philosophie. Man müsste einen Sprung in den Reichtum des Seins machen, um wirklich Nein zum Mangel sagen zu können. Oder, anders ausgedrückt, man müsste das Sein als überschwenglich erfahren können, um genug Grund zu haben sich absetzen zu können für einen Sprung ins Bodenlose der Hoffnung. Das kommt aber einen Sprung in den Glauben gleich, sei er religiös, sei er poetisch, sei er marxistisch, sei er was auch immer. Eine Haltung des Glaubens oder Vertrauens scheint notwendig zu sein für die Überwindung der Lebensangst. Aber verlassen wir damit nicht die Philosophie? Ja und Nein. Ja, insoweit sich die konkrete Gestalt dieses Sprunges nicht rein

⁵ Idem, S. 81.

⁶ Idem, S. 3.

vernünftig ableiten lässt. Es geht um eine jeweilige existentielle Entscheidung. Nein, insoweit das philosophische Denken zwei Sachen aufzeigen kann: Erstens, dass die Überschwinglichkeit, das Sich-von-selbst-geben, mit dem Sein selbst gegeben ist. Diese Einsicht ist schon alt. Platon spielte darauf an mit dem Gedanken, dass die Idee des Guten über dem Sein liegt, sonst gäbe es nichts; bei Plotin finden wir die Identität zwischen Sein und Überschwenlichkeit ausdrücklich formuliert; alles Sein will und muss sich geben ins Andere; Sein ist Emanation und Kommunikation. Die Philosophie erinnert uns an dieses *omnia ubique*. Bloch nennt es den Trieb im Sein, Existenz. So bald es etwas gibt, ist es schon mehr als es ist, über sich hinaus. Auch in der gegenwärtigen Philosophie finden wir diesen Gedanken, z.B. in Zizek's *Less Than Nothing*, wo er den ontologischen Trieb mit Hilfe der Quantenphysik erläutert. Die Philosophie erinnert uns daran, dass keine einzelne Gestalt womit das Gegenteil des Mangels gedacht wird Alleinanspruch machen kann auf Sinn, Wahrheit und Finalität.

Die zweite Einsicht, die die Philosophie zur Überwindung der Lebensangst beiträgt, ist diese: Die Quelle der Überwindung der Lebensangst, die Quelle des Lebensmuts, wie es im Schlusskapitel von *Atheismus im Christentum* heißt – was beiläufig gesprochen über Marx handelt – ist selber, das folgt aus der grundsätzlichen Überschwinglichkeit des Seins, noch unsagbar, „unkonstruierbar“, ein „bodenloses Staunen“, und deshalb auch unerschöpflich: darin liegt der Grund der Hoffnung, und damit unterscheidet Blochs Philosophie sich genau so stark von den modernistischen Denkfiguren, die diese Unsagbarkeit als frustrierend definitiv gesetzt haben als auch von den postmodernistischen Denkfiguren, die mit dem Wegfallen des *signifiant maître* die hegemonistischen Züge der modernen Unsagbarkeit, die in aller Symbolisierung lauert, hervorgehoben haben und selber nichts mit Universalität oder Absolutheit zu tun haben wollten. Beide Perspektiven sind für Bloch nihilistische Denkweisen; seine Philosophie liegt jenseits der „Landesgrenze des Nihilismus“. Wir brauchen beide in der Ideologiekritik, aber es geht Bloch wesentlich um einen neuen Begriff der Universalität und des Unbedingten, jenseits dieser beiden Entwürfe und jenseits der Ideologie; einen offeneren und zugleich weniger dogmatisch skeptischen. Das Stichwort dafür ist Ultimatum, oder auch *unum necessarium*, das Eine, das nottut, das Eine, das immer wieder auf verschiedene Weise versucht wird, und doch das selbe bleibt: das ist die Utopie, die im Kern des Friedens steckt. Daran zu erinnern ist die Weise, in der die Philosophie uns hilft Richtung zu halten im Kampf für den Frieden. Und hier finden wir dann letztendlich die *gute Gestalt der Zufriedenheit*, die Weise, in der auch jetzt, auch für uns, die noch so sehr „im Argen“ liegen, der Friede da ist und hilft, gerade hilft kundig unzufrieden zu bleiben. Bloch schreibt:

Bei Hebel hatte die Moral ganz ähnlich gelautet, Verstand war als erster Wunsch angeraten, um zu wissen, was zweitens gewünscht werden soll, um glücklich zu sein. Und als dritten Wunsch riet Hebel, um jeden Stachel des Mehr oder Umtauschs auszutilgen, beständige Zufriedenheit und keine Reue. Solcher Rat der Zufriedenheit nun ist gewöhnlich ein Mittel, um die armen Leute, zu denen eine Bergfee oder ein Waldgeist nur selten kommen, mit ihrem Zustand zu versöhnen; es steckt aber auch eine formale *Anweisung aufs Beste* darin. Verstand, um den richtigen Wunsch zu finden, Zufriedenheit, um das Gewählte nicht zu bereuen: das sind dann allerdings Mittel, die zum Besten hinführen, Mittel, die von ihm ausgehen. So, daß das Beste, wenn es wirklich bekannt und gewährt wäre, die Zufriedenheit mit ihm in sich selbst enthielte.⁷

Die Anweisung *bleibt formal*, aber deutlich jenseits Modernismus und Postmodernismus; die Zufriedenheit, wenn sie sich aufs „Beste“ richtet und nicht auf Versöhnung mit dem Bestehenden, ist selber Symbolintention des Besten.

Das Bewusstsein dieser ultimativen Identität ist Vorschein des Ultimum. Es ist der „echte“ Tagtraum. Als solche ist es *docta spes*, Hoffnung, die gelernt sein muss auf den Boden der Angst, und selbst ein Ursprung und Brunnen der Zufriedenheit, einer der nicht lähmt, sondern begeistert und kreativ werden lässt und der es möglich macht, unsere Unzufriedenheit auch begeisternd werden zu lassen, kundig, kritisch-berichtigend und kritisch-berichtigt.

Also fällt es selber dem Märchenhaften nicht leicht, den Wunsch der Wünsche inhaltlich zu sagen: Das höchste Gut ist wie ein Quell beständiger Zufriedenheit, doch wo der Quell entspringt, das ist in Unscheinbarem, allenfalls Stellvertretendem versteckt. Auch das sonst so sinnfällige und unverhohlene Märchen hat das Beste immer nur formal ausgefabelt, ohne Festlegung. Selbst die blaue Blume, als die bei Novalis der höchste Wert umschrieben wird, blüht bei ihm in einer Art von morgenländischem Nebel. Sie ist das Gleichnis eines »überschwenglichen Genügens«, und ist sie gepflückt, so wird »das froheste Fest des Gemüts gefeiert«, doch außer diesem, daß sie zugleich

⁷ Idem, S. 1553.

ein Märchen ist, liegt sie selber noch im Blauen. Ausgemacht bleibt nur in allen Märchen, soweit sie das unbedingte Genug berühren: der Stoff zu ihm ist unscheinbar.⁸

Bei aller Zentralität dieses „Einen, das nottut“ liegt die Erfahrung und der Umgang damit im Abseits und im Nebenbei. So kehren wir zurück zum Tao, zum unscheinbaren Weg. Lao Tse sagte: „den Staat regiert man, wie man kleine Fische brät“ (Tao Te King 59). Angesichts der großen Bedrohungen des Friedens, die wir jetzt erleben, angesichts einer geopolitischen Lage, die tatsächlich wenn nicht als totaler, dann doch immer klarer als ständiger Krieg beschrieben werden kann, erscheinen die Überlegungen, die ich hier angestellt habe, im Gang durch Blochs Denken über den Frieden zunächst wahrscheinlich auch als verschlagen ins Abseits, vielleicht sogar ins Blaue. Doch, wie ich hoffe einigermaßen dargestellt zu haben, damit es Kämpfer für den Frieden gibt, die wir jetzt dringend brauchen, muss, wie Bloch wusste, ebenso dringend und gründlich zwischen Kampf und Krieg unterschieden werden. Und das geht nicht ohne Philosophie, auch mit diesem Unterschied sind wir, ist die Welt, nicht fertig.

⁸ Idem, S. 1555.